

## Einsamer Kämpfer

Whistleblower Rudolf Elmer in Zürich verurteilt

Scharf ging der Soziologe Jean Ziegler Anfang der neunziger mit seiner Heimat ins Gericht, als er die Schweiz „Finanzdrehscheibe des internationalen Verbrechens“ nannte. Dabei sprach er bloß aus, was jeder wusste: Nicht nur politisch Verfolgte gründen Konten bei Schweizer Banken. Dass auch Steuerflüchtlinge zu den Kunden gehörten, zuweilen auch Generäle lateinamerikanischer Militärdiktaturen, galt als offenes Geheimnis.

Das Geschäft aber war den Banken wichtiger. Rudolf Elmer, der seine Karriere bei der Credit Suisse begonnen hatte, steckt damals mittendrin. Vormalig IT-Spezialist, schickt ihn sein Arbeitgeber, die Privatbank Julius Bär, Anfang der neunziger als Buchhalter auf die Karibikinselgruppe Cayman Islands. Britisches Überseegebiet, eigene Gesetzgebung – ein Eldorado für verdeckte Finanzgeschäfte. Weil Elmer sich gut macht, wird er nach einigen Jahren stellvertretender Chef der Cayman-Niederlassung und zudem Leiter der Abteilung, die über die Einhaltung von Rechtsvorschriften wacht. Elmer steht im Zenit seiner Laufbahn.

Doch im Juni 2002 tauchen in einigen Medien plötzlich Bankinterne über Hedgefonds auf, die bei Julius Bär in New York registriert sind, deren Buchhaltung aber in der Karibik durchgeführt wird. Die Bank muss handeln, erstattet Anzeige, unterzieht alle Mitarbeiter einem Lügendetektor. Auch Elmer. Der aber ist gesundheitlich angeschlagen und kann am Test nicht ordnungsgemäß teilnehmen. Ende 2002 wird ihm gekündigt.

Es ist der Beginn eines Wirtschaftskrisis, der bis heute andauert. Rudolf Elmer, einst leitender Offshore-Banker, wird zur Persona non grata in der Schweizer Finanzwelt. Mehr noch, er gilt als gefährlicher Nestbeschmutzer. Weil er sich als „Handlanger der Unmoral“ fühlte und die Öffentlichkeit davon erfahren sollte, hatte er zu Cayman-Zeiten Sicherheitskopien und haufenweise Dokumente auf seinen privaten Rechner gebracht. Oder doch aus Rache, als sich die Entlassung anbahnte?

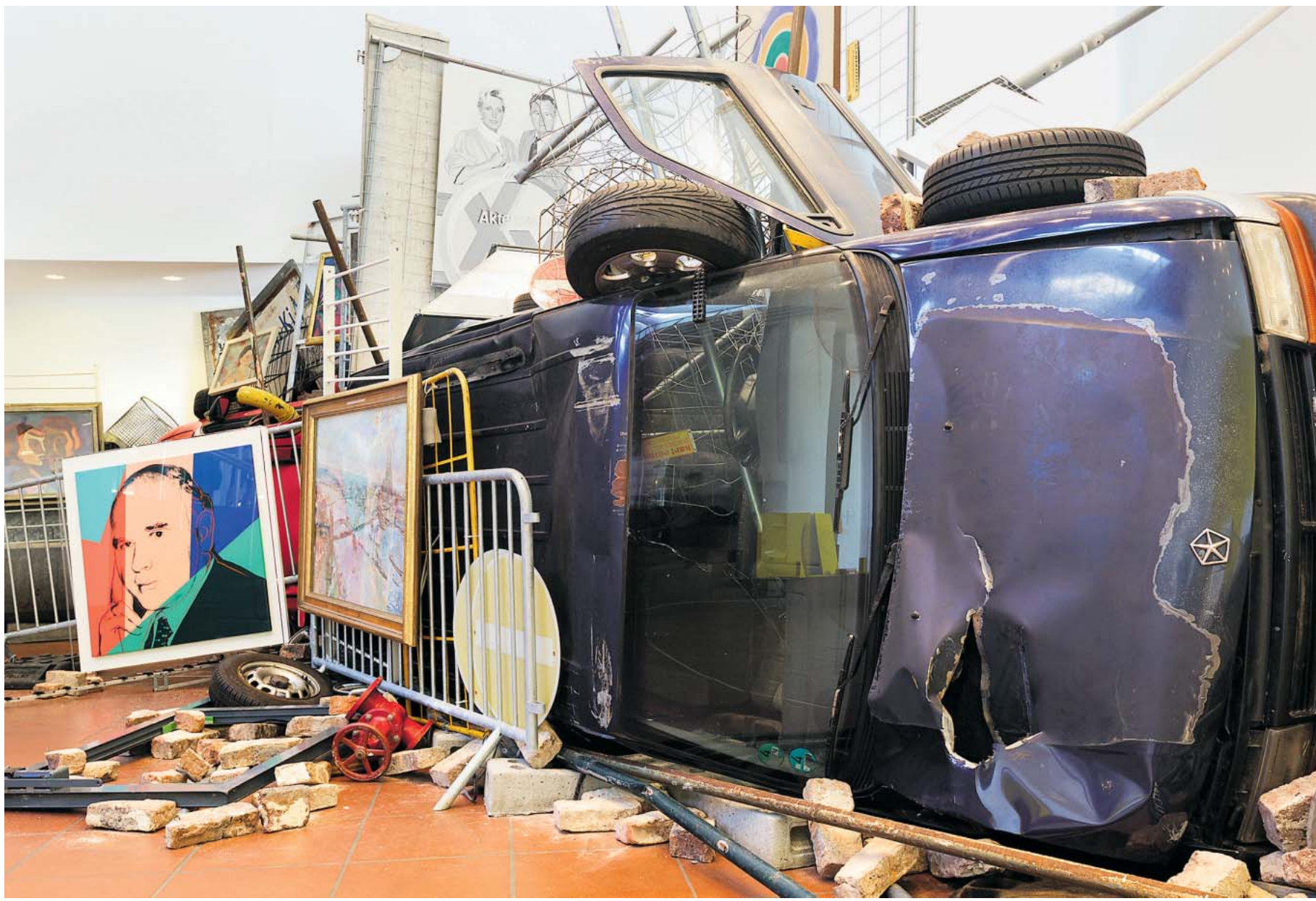
In jedem Fall verfügt er über ein mächtiges Instrument gegen seinen ehemaligen Arbeitgeber. Als im Juni 2005 die Weitergabe von Bankdokumenten an die amerikanische Steuerbehörde IRS bekannt wird, hat sich Elmers Privatleben bereits einschneidend geändert. Er wird beschattet, nach eigenen Angaben sind bis zu elf Privatdetektive ihm und seiner Familie auf den Fersen. Die junge Tochter kommt in psychiatrische Behandlung. Auch das Schweizer Wirtschaftsmagazin „Cash“ ist im Besitz einer CD mit Kundendaten von Julius Bär und berichtet über Steuerflucht im dreistelligen Millionenbereich.

Nun geht die Bank juristisch gegen Elmer vor, sein Schweizer Anwesen wird durchsucht. Da er zugibt, CDs verschickt zu haben, kommt er für dreißig Tage in Untersuchungshaft. Noch allerdings weigert sich die Bank unter Verweis auf das Bankgeheimnis, Einblick in ihre Geschäfte zu geben, und lässt die Anklage fallen.

Im Februar 2008 listet die noch junge Enthüllungsplattform Wikileaks reihenweise Kundendaten auf. Die Seite wird schlagartig berühmt. Alle Welt kann über Nacht studieren, wie eine Schweizer Privatbank systematisch Beihilfe zur Steuerhinterziehung anbietet. Es ist die Geburtsstunde einer Generation von Whistleblowern. Weil Wikileaks problemlos auf ausländische Domains ausweichen kann, bleibt eine kurzfristige erwirkte Sperrung in den Vereinigten Staaten folgenlos. Das Schweizer Bankgeheimnis bekommt Risse.

Jetzt bleibt den Anwälten von Julius Bär nur noch der juristische Kampf gegen Rudolf Elmer. Zunächst mit Erfolg: 2011 verurteilt ihn das Zürcher Bezirksgericht in erster Instanz zu einer Geldstrafe von 7200 Schweizer Franken. Elmer habe das Bankgeheimnis verletzt, lautet die Begründung. Noch viel schwerer aber wiegt der Tatbestand der versuchten Nötigung: als er immer hartnäckiger verfolgt wurde, hatte Elmer die Bank zu erpressen versucht und Mitarbeitern mit dem Tod gedroht. Weil er das nur zum Teil bestreitet, ist sein Ruf auch bei Kritikern der Finanzgeschäfte ramponiert. Ein Whistleblower als Erpresser? Der Prozess indes zieht sich noch über Jahre. Das Zürcher Obergericht meldet Zweifel an, ob das Schweizer Bankgeheimnis in der Karibik überhaupt verletzt werden kann. Eine Verhandlung im Dezember 2014 muss abgebrochen werden, weil Elmer zusammenbricht.

Anfang dieser Woche wurde nun das Urteil gesprochen. Aufgrund der Eigenständigkeit der Cayman-Tochter habe Elmer bei der Veröffentlichung von Interna zwar nicht gegen Schweizer Recht verstoßen. Doch er habe Urkunden gefälscht und Mitarbeiter bedroht. Die Strafe: Vierzehn Monate Haft auf Bewährung, auch wenn die wegen seiner vorangehenden Untersuchungshaft hinauf ist, und die Beteiligung an den Gerichtskosten in Höhe von 350 000 Schweizer Franken. Und das Whistleblowing? Dafür interessierte sich vor Gericht niemand. „Ein echter Whistleblower greift nicht zu Drohungen“, so der Richter. Hier gehe es um Hass auf den früheren Arbeitgeber. Als ließe sich das eine so ohne weiteres vom anderen trennen. NIKLAS ZABOJI



Ahmet Ögüt baute in „Bakunins Barrikade“ Porträts der Stifter Peter Ludwig (von Andy Warhol) und Josef Haubrich (von Heinrich Hussmann) ein. Foto Rheinisches Bildarchiv/Britta Schlier

## Weniger Drunter und Drüber wagen

Eitel darf der Stifter sein: Vor vierzig Jahren begann die Geschichte des Museums Ludwig. Zur Jubiläumsschau zeigt sich auch die gesamte Sammlung in neuer Anordnung.

Ein elektrisches Garagentor öffnet sich vor der Kamera und gibt den Blick frei auf ein überraschendes Inneres. Die Stirnwand ist mit Delfter Kacheln verkleidet, davor sind allerlei Skulpturen abgestellt. Langsam zoomt das Objektiv an eine bauchige Vase heran, und wenn man genau hinschaut, lassen sich hinter einer Schinkel-Bank zwei Bronzeköpfe ausmachen. Sie stammen aus den achtziger Jahren, Peter und Irene Ludwig hatten sich damals von Arno Breker porträtieren lassen. Ein paar Einstellungen weiter richtet sich der Blick für einen kurzen Moment in den Garten des Aachener Anwesens: Auf einem wuchtigen Sockel posiert ein Speerträger vor einem Adler. Das Körperideal des Athleten ist stilistisch spontan zu verorten, auch diese Bronze geht auf den Bildhauer zurück, der von den Nationalsozialisten mit repräsentativen Aufträgen bedacht wurde.

Die Aufnahmen aus der Villa der Ludwigs überblendet Marcel Odenbach mit dokumentarischem Filmmaterial über den Sammler, den der Kölner Künstler, ohne je polemisch zu werden, zu Wort kommen lässt mit seinen Vorlieben und kulturpolitischen Ansprüchen, auch persönlichen Schwächen wie der Eitelkeit, zu der sich Ludwig bekennt: Eitel aber sei nun mal der Mensch. Auch dünn-

häutig sei er, manchmal mimosenhaft sogar, wenn er ein Ziel nicht erreiche, aber wer Sinn für Kunst habe, sei eben sensibel, sagt er und erteilt sich auch darin beiläufig Absolution.

Es ist dieser widersprüchliche, so egomanisch wie mazenatisch und strategisch auftretende Sammler, den Köln dieser Tage groß feiert – mit einer Gruppenausstellung über das nach ihm benannte Museum am Dom, dessen Gründung vor vierzig Jahren besiegelt und das vor dreißig Jahren eröffnet wurde. Als wegweisend gepriesen wurde 1986 der Neubau von Busmann und Haberer in der Mischung aus Erlebniswelt und Supermarkt, die Infrastruktur galt als konsequente Weiterentwicklung einer neuen Museumsarchitektur wie dem Pariser Centre Pompidou. Gefeierte wird aber auch noch ein weiteres Jubiläum: Siebzig Jahre liegt es zurück, dass der Kölner Anwalt Josef Haubrich seiner Heimatstadt gleich nach dem Krieg seine Sammlung der Klassischen Moderne schenkte. Beide Kollektionen vereinen sich zu einem Moderne-Museum mit brillanten Beständen des zwanzigsten Jahrhunderts – in Köln gipfeln die Ambitionen eines internationalen Imperiums mit elf weiteren Museen unter dem Namen des 1996 gestorbenen Peter Ludwig.

Der ergänzte seine umfangreichen Erwerbungen von Pop-Art und Picasso seit den Sechzigern nach und nach durch eine erlesene Auswahl von Surrealismus und russischer Avantgarde sowie durch dissidentische Kunst aus Osteuropa und Südamerika. Ganz zu schweigen von den Antiken und der präkolumbischen Kunst oder den mittelalterlichen Handschriften, die der Unternehmer 1983 aus amerikanischer Getty Museum verkaufte.

Seit dem vergangenen Jahr liegen die Geschichte des Kölner Museums in den Händen von Yilmaz Dziewior, der schon 2000 an seiner heutigen Wirkungsstätte in einer Millenniumsschau über die Globalisierung der Kunst mitgewirkt hatte. Der 1964 in Bonn geborene Kurator er-

innert anlässlich der Feierlichkeiten noch einmal an die herausragende Bedeutung der hauseigenen Sammlung für den Publikumsverkehr. Um sie zu unterstreichen, greift er in der Jubiläumsschau „Wir nennen es Ludwig“ teils auf eigene Arbeiten zurück und lässt die Ausstellung hier und da in die Bestände hineinfließen, so mit Interventionen des in Berlin geborenen Georges Adéagbo, des Kubaners Diago Hernández oder der New Yorker Guerrilla Girls – die dem Museum Ludwig denn auch mit ungebrochener Energie vorrechnen, wie sehr auch in ihm die Künstlerinnen unterrepräsentiert sind.

Auch seine eigene Neuordnung der Bestände hat Yilmaz Dziewior unlängst ins Werk gesetzt. Nachdem sein Vorgänger, der schweizerische Wahlkalfornier Philipp Kaiser, 2014 nach wenig mehr als einem Jahr aus persönlichen Gründen aus Köln geflohen war, ist dies das zweite Mal, dass das rheinische Museumsflaggschiff binnen kurzer Zeit von oben bis unten neu sortiert wird.

Die fraglos folgenschwerste Entscheidung traf Dziewior, indem er die allseits bewunderte Pop-Sammlung, Glanzstück und Markenkern des Museums, in jenem Seitentrakt im ersten Stock versammelt hat, wo zuvor die Klassische Moderne beherbergt war. Aber was heißt schon versammelt? Bei allem löblichen Bemühen, weniger bekannte Größen wie die 1939 geborene Peruanerin Teresa Burga in den Kanon einzuschleusen: In einem krausen Drunter und Drüber stapeln sich die Hochkaräter von Warhol, Wesselmann, Lichtenstein, Hamilton und Co. Ein Mehrwert der Masse lässt sich auch dann nicht feststellen, wenn man einer musealen Überhöhung des Einzelwerks heute skeptisch gegenübersteht.

Unterdessen okkupiert die Frühe Moderne jetzt das gesamte Obergeschoss. Kein Zweifel: In so schönem Licht waren all die nach den üblichen Ismen geordneten Werke in diesem Haus noch nicht zu bewundern. Plötzlich ist Haubrich der

Star des Museums. Wer im Saaltext nicht genauer nachliest, könnte sogar sämtliche Bestände für „Die Sammlung Haubrich“ halten, was bei wichtigen Werkgruppen wie dem sparsam präsentierten Konstruktivismus nicht zutrifft. Es sagt sich so leicht, dass ein Museum Ludwig ohne Sammlung Haubrich schlechterdings undenkbar wäre, doch unterschätzt solche Spekulation wohl den unersättlichen Drang des Verhandlungs-virtuosens Ludwig.

Während all die kleineren Bildwerke der Avantgarden des frühen zwanzigsten Jahrhunderts im Raumangebot der hohen Wände baden, ringen die ausladenden Formate von New York School, Informel, Color Field im Geschoss darunter – wie eben auch die Pop-Art – nach Luft. Auch hier wundert man sich über abgegriffene kunsthistorische Kategorien wie „Abstrakte Tendenzen“, wo Ernst Wilhelm Nay und der späte de Kooning zusammenkommen sollen, oder eine „Skurrile Welt der Dinge“, bevölkert unter anderem von Philip Guston, Wilfried Gaul und Konrad Klapheck. Eine zeitgenössische Perspektive auf die Gegenwartskunst lässt sich mit solchen Einfällen nicht gewinnen.

Man vermisst sie auch im Souterrain, wo sich ein fragmentarisches, trostloses Bild eröffnet. Einstige rheinische Matadore wie A. R. Penck im Jumboformat, flankiert von Martin Kippenberger, Sigmar Polke und Albert Oehlen, teilen sich den hinteren Riesenraum mit dem „Himmelsbuch“ des chinesischen Künstlers Xu Bing. Davor haben sich Objekte, Fotos und Bilder von Henrik Olesen, Gilbert & George, Isa Genzken und Maria Lassnig wenig zu sagen. Es bleibt Ernüchterung. Da waren die Konsequenz und der konzeptuell-kühle Zug, mit dem Dziewiors Vorgänger Kaiser die Sammlung von den sechziger Jahren her aufgezo-gen hatte, deutlich stringenter. GEORG IMDAHL

Wir nennen es Ludwig. Das Museum wird 40! Im Museum Ludwig, Köln, bis zum 8. Januar 2017. Katalog in Vorbereitung.

High Society. Nun wird er *post mortem* einmal mehr zum heißen Gesprächsthema und wirbelt ordentlich Staub auf: Am 23. September soll seine Asche in Los Angeles versteigert werden. Die auf Memorabilia spezialisierte Firma Julien's Auctions bietet sie zusammen mit dem Nachlass der 2015 gestorbenen Joanne Carson in der Versteigerung „Icons & Idols: Hollywood“ an. Der Startpreis für das Los mit der Nummer 517 liegt bei 2000 Dollar, erwartet werden 4000 bis 6000 Dollar. Darren Julien, der Eigentümer des Auktionshauses, erklärt, es sei „vermutlich das erste Mal, dass menschliche Asche versteigert wird“ – makaber genug.

Allerdings wird die Asche nicht in der Urne offeriert, sondern in einem Holzkästchen mit der Aufschrift „Date of Cremation: August 28, 1984“. Das wirft die Frage auf, ob es sich beim Inhalt der Schatulle tatsächlich um die Überreste Truman Capotes handelt. Oder was in der Urne war. Zu klären wird das wohl niemals mehr sein. FELICITAS RHAN

## Tüchtig egoistisch

Die Frage, ob diese oder jene Beschäftigung, welcher sich der Mensch widmet, auch nützlich sei, wiederholt sich oft genug im Laufe der Zeit und muß jetzt besonders wieder hervortreten, wo es niemandem mehr erlaubt ist, nach Belieben ruhig, zufrieden mäßig und ohne Anforderung zu leben. Die Außenwelt bewegt sich so heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht ist, in den Strudel mit fortgerissen zu werden; hier sieht er sich nun genötigt, um seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfnisse anderer zu sorgen, und da fragt sich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe, diesen aufdringlichen Pflichten genug zu tun. Hier bleibt nun nichts übrig, als sich selbst zu sagen: nur der reinste und strengste Egoismus könne uns retten; dieser aber muß ein selbstbewusster, wohlgefühler und ruhig ausgesprochener Entschluß sein. Der Mensch fragt sich, wozu er am besten taugt, um dieses in sich und an sich eifrigst auszubilden; er betrachte sich als Lehrling, als Geselle, als Altgeselle, am spätesten und höchst vorsichtig als Meister. Weiß er, mit einseitiger Bescheidenheit, die Forderungen an die Außenwelt nur mit dem Wachstum seiner Fähigkeiten zu steigern, um sich bei ihr, dadurch nutzend, einzuschmeicheln, so wird er stufenweise seinen Zweck erreichen und wenn ihm das Höchste gelingt, behaglich wirken können. Über Fördernisse und Hindernisse, wie sie die empirische Welt erreicht oder zwischenzieht, mag ihn das Leben, wenn er aufmerkt, belehren, soviel aber mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: sich um der Gunst des Tags willen abzuhetzen bringt keinen Vorteil für morgen und übermorgen. JWVG

## Blue Notes Seele

Zum Tod des Tonmeisters Rudy Van Gelder

Wenn in Autobiographien von Künstlern nichts Schlechtes über Musikproduzenten steht, sind es gute Produzenten gewesen. Und wenn Toningenieure überhaupt erwähnt werden, müssen es Genies ihres Fachs sein. Im Lebensbericht des Jazztrompeters Miles Davis kommt Rudy Van Gelder ohne schmückende Beiwörter dreimal vor: untrügliches Zeichen, dass er ein Genie war und eine mythische Gestalt zugleich. Über das Wohnzimmer seiner Eltern in Hackensack, New Jersey, wo in den fünfziger Jahren bei Jam-Sessions die ersten legendären Jazz-aufnahmen stattfanden, kursieren ebenso viele abenteuerliche Geschichten wie über sein späteres Studio ganz in der Nähe, in Englewood Cliffs, zu dessen kapellenartiger Architektur sich Rudy Van Gelder von den Arbeiten Frank Lloyd Wrights inspirieren ließ.

Rudy Van Gelder war Optiker von Beruf und Tongestalter von Berufung. Die Aufzeichnungsgeräte in seinen Studios trugen keine Markennamen. Van Gelder hatte sie entfernt, um seine Arbeitsbedingungen nicht öffentlich zu machen. Essen und Trinken war in den Aufnahme-räumen verboten, Rauchen im Kontrollraum schon in den fünfziger Jahren ebenfalls. Und wenn er ein Mikrofon richtete, dann trug er Handschuhe. Seine Sorgfalt war allumfassend, sein Gehör untrüglich, seine Konzentrationsfähigkeit spektakulär, sein Gespür für akustische Bedingungen phänomenal. Hall- und Echoeffekte waren verpönt – trockener und natürlich klarer Klang war das ästhetische Ziel.

So entstanden die besten Aufnahmen des Jazz jener Zeit, die Einspielungen des ersten großen Quintetts von Miles Davis, die Produktionen von Art Blakey, John Coltrane mit seinem Opus sum-mum „A Love Supreme“, all die Platten von Thelonious Monk, Sonny Rollins, J. J. Johnson, Coleman Hawkins, Horace Silver, Wayne Shorter, später von Herbie Hancock, Andrew Hill oder Stanley Clarke für die Schallplattenfirmen Prestige und Savoy, vor allem aber für Blue Note, deren Produktionen zwischen 1953 und 1967 fast vollständig von Rudy Van Gelder betreut worden sind.

Viele dieser Meilensteine der Jazzgeschichte auf Blue Note hat Van Gelder dann von 1999 an noch einmal technisch verbessert in der „Rudy Van Gelder Edition“ und als digitale Bearbeitung in den „Rudy Van Gelder Series“ herausgebracht, wobei auch fremde Aufnahmen wie das epochale Album „Birth of the Cool“ von Miles Davis mitberücksichtigt wurden. In der Geschichte des Jazz gibt es kaum einen anderen Toningenieur, dem die Musiker mit größerer Hochachtung begegnet sind, was auch in den vielen Jazztiteln zum Ausdruck kommt, die ihn ehren: von Monks „Hackensack“ bis zu Jay McShanns „Rompin' at Rudy's“.

Rudy Van Gelder wollte stets, „dass die Musiker so zu hören sind, wie sie selbst zu hören sein wollen“. Vor zwei Tagen ist er im Alter von einundneunzig Jahren in Englewood Cliffs gestorben. WWS.

## Was vom Dandy übrig blieb

Eine ungewöhnliche Auktion in Los Angeles: Die angebliche Asche von Truman Capote wird versteigert

„Life is a moderately good play with a badly written third act.“ Gemäß dieser eigenen Devise endete Truman Capotes Leben vor 32 Jahren in Los Angeles. Am 25. August 1984 starb er im Alter von nur 59 Jahren an den Folgen seiner diversen Süchte im Haus von Joanne Carson in Bel Air. Doch damit war das Drama um den notorischen Exzentriker und Dandy der New Yorker Gesellschaft noch lange nicht beendet, es gab gewissermaßen ein Nachspiel auf dem Theater. Die Exfrau des amerikanischen Showmasters Johnny Carson war eine enge Vertraute von Capote, dieser besaß sogar sein eigenes Arbeitszimmer in ihrem Haus. Nach seinem Tod wurde das Zimmer zum Mausoleum umgerüstet, Joanne Carson ließ es unberührt – lediglich die Urne mit der Asche des Verstorbenen kam neu hinzu und fand ihren Platz auf dem Nachttisch.

Der Schriftsteller war auf Wunsch von Carson und Capotes Lebensgefährten

Jack Dunphy eingäschert worden, die Asche wurde zwischen ihnen aufgeteilt. Während Dunphys Anteil gemeinsam mit seiner eigenen Asche 1994 am Ufer des Crooked Pond in Maine verstreut



Soll Truman Capotes Asche enthalten Foto Julien's Auctions

wurde, wie Capotes Biograph Gerald Clarke im Nachtrag zu seinem Buch von 1988 schreibt, erlebte Carsons Anteil aufregendere Zeiten: Zweimal wurde die Urne im Laufe der Jahre aus dem Haus gestohlen, einmal während einer Halloween-Party 1988, das andere Mal bei einer Feier im Dezember 1989 zu Ehren der Premiere von „Tru“, einem Theaterstück nach Capotes letztem unvollendetem Roman. Beide Male tauchte die Asche jedoch wieder auf. Die Bitte, die Urne 2013 für die Eröffnungsgala der Broadway-Aufführung von Capotes Bestseller „Frühstück bei Tiffany's“ zur Verfügung zu stellen, lehnte Joanne Carson aus Sicherheitsgründen ab.

Womöglich hätte Truman Capote den Trubel um seine Überreste geschätzt; zu Lebzeiten sorgte er regelmäßig für Aufsehen mit seinen Werken, wie zum Beispiel mit dem 1975 erschienenen ersten Kapitel des Skandalromans „Answered Prayers“ über die New Yorker